

Glöckelberg – Sinnbild der Versöhnung im Böhmerwald:

# Vertriebene bauen Kirche und Friedhof in versunkenem Dorf auf

Von Cornelia Wohlhüter

**Glöckelberg.** Im „Hoam“, der Zeitschrift aus der böhmischen Heimat hat er davon gelesen. Und da hat es ihn nicht mehr gehalten in Freudenstadt im Schwarzwald. Walter Jungwirth, der pensionierte Eisenbahner ist gekommen, um beim Aufbau von Kirche und Friedhof in Glöckelberg mit anzupacken. So wie er arbeiten seit fünf Wochen Dutzende ehemalige Glöckelberger in der Wildnis. Wo einst ein blühendes Dorf an der böhmischen Grenze stand, sollen wenigstens Kirche und Friedhof als Ort der Versöhnung erhalten bleiben.

Kalt bläst der Wind im Böhmerwald. Nebel liegen über den Tälern, hüllen den Moldau-Stausee ein. Über Oberplan und die Fähre führt der reguläre Weg nach Svonkova. Aber die Glöckelberger kommen zu Fuß. Für ihr Werk haben Tschechen und Österreicher eine Grenze geöffnet. Jeden Samstag und Sonntag wurde der Schlagbaum bei Schöneben aufgemacht. Horst Wondraschek hat das Wunder erreicht, hat die Regierung in Prag, den Bischof in Budweis und den Landeshauptmann aus Oberösterreich mobilisiert. Die Frist läuft bald ab, vom 22. September bis zum 4. November gibt es den Durchgang an den Wochenenden. Mit einer Weihe des Friedhofs am Wochenende findet die Aufbauarbeit ein vorläufiges Ende. Ob sie im nächsten Frühjahr weitermachen? Der Linzer Unternehmer Horst Wondraschek schüttelt verständnislos den Kopf. Für ihn ist das eine typische „no na-Frage“. „Mir haben doch angefangen, und jetzt bringen wir das zu Ende.“

Leicht ist es nicht, die Kirchenruine von Glöckelberg zu finden. Mit der Fähre bei Oberplan über den Stausee, dann links halten. Nach vier Kilometern taucht eine unscheinbare Ansiedlung auf: Svonkova, Vorderglöckelberg. Die letzten Meter geht man besser zu Fuß, der Wagen rutscht und schmiert. Große Felsbrocken gefährden die Olwanne. Eine Kirche, davor ein Sturzacker. Am Rande brennt ein Feuer, Wurzelstöcke nähren die Flammen. Ein Dutzend Männer, auch ein paar Frauen, stapfen in dem tiefen Morast umher. Sie arbeiten an Grabsteinen, verfügen Risse, stellen umgeworfene Steine auf. Es ist klamm, die Finger sind steif vor Kälte. Aber die Menschen, die hier arbeiten, spüren nichts davon. Sie sind



**Glöckelberg war einst ein blühendes Dorf: Heute steht nur noch die Ruine der Kirche, die jetzt ehemalige Glöckelberger als Zeichen der Versöhnung wieder aufbauen.** (Foto: Arge Schumara)

beseelt von ihrem Auftrag, von ihrer Chance, ein Stück Heimat zu retten.

Gerne reden sie von früher, wie das alles hier war. Wo jetzt der Bauwagen steht, den Horst Wondraschek hat kommen lassen, da stand einst die Schule. Vom Pfarrhaus ist nichts übrig. Nur fünf Steinstufen in der Wildnis zeigen den Weg, den einst die Glöckelberger Pfarrherrn genommen haben. Mit der harten Arbeit lenken sie sich alle ab von der Erschütterung und der Rührung. Nur einmal wischt sich Walter Jungwirth die Augen, es bricht aus ihm heraus: „Wie das jetzt aussieht. Und das war doch ein so schmuckes Dorf. . .“ Im Niemandsland an der böhmisch-österreichisch-bayrischen Grenze wurde es nach der Vertreibung 1946 dem Erdboden gleichgemacht.

Als Silvester Petschl, Betriebsleiter i.R. aus Waldkirchen nach der Grenzöffnung zum ersten Mal nach Glöckelberg kam, war er auf Schlimmes gefaßt. Oft standen er, Freunde und Verwandte am Moldaublick, haben sehnsüchtig hinüber geschaut über die Grenze, hinunter in die alte Heimat. Aus der Nähe aber konnte er

es nie sehen. Einmal hat er es bei einer Wanderung versucht, aber da ist er gleich verhaftet worden. Im Sommer also brach er auf. Er fand die Kirche – versteckt in einem Urwald. Von dem einst so gepflegten Friedhof, dessen Wege Jasminhecken säumten, war gar nichts mehr zu sehen. So arg hatte er sich das nicht vorgestellt. „Das kann man nicht so lassen“, sagte auch sein Neffe Horst Wondraschek. Die Mutter des Linzer Unternehmers ist in Glöckelberg geboren, er selber wuchs in Krumau auf, kann sich kaum an den Ort erinnern, von dem seine Vorfahren stammen. „45 Jahre lang haben wir sehnsüchtig herübergeschaut in die alte Heimat. Und jetzt hatten wir die Chance, etwas zu tun“, sagte der Linzer.

Beim Gottesdienst zum guten Anfang am 20. September waren 250 da, nicht alle konnten anpacken. An jedem Wochenende kommen auch ein paar junge Tschechen aus Oberplan, die mithelfen. Ihr Engagement wiegt mehr als ein organisierter Arbeitseinsatz. Der Urwald vor dem Kirchlein wurde gerodet, die Tschechen rückten mit einer Raupe an, die auf

einer sibirischen Raumfahrtstation schon gute Dienste geleistet haben soll. Mitsamt den Wurzeln wurden einige hundert Eschen herausgerissen. Knochen, die dabei ihrem Grab entrissen wurden, sammelten die Glöckelberger sorgsam wieder zusammen. Sie wurden beigesezt beim schönsten Grabmal vom ganzen Friedhof. Die Grabsteine waren versunken unter Gras und Büschen. Einzeln mußten sie mit dem Bagger geborgen werden. Jetzt stehen wieder 100 in Reih und Glied. Die Namen auf den Steinen sind für die Nachfahren lebendig. Kommende Generationen werden sie liebevoll pflegen.

Längst haben sich die fleißigen Helfer am Feuer gesammelt. Die Hitze tut gut nach der Kälte. Eigentlich müßten sie schon heimgehen, denn der Weg über die österreichische Grenze ist weit und beschwerlich und es dunkelt schnell. Aber sie sind ins Erzählen gekommen, wie das früher war. Stolz schwingt mit, wenn Walter Jungwirth von der Sprungschanze der Glöckelberger erzählt: 65 Meter weit konnte man darauf springen. Und die Wirtshäuser: neun gab es im Gemeinde-

gebiet, vier allein im Dorf. Von der Schule erzählen sie, vom Kramer, vom Postamt. Sogar ein Telegraphenam gab es seit der Jahrhundertwende. 126 Häuser standen einst in Glöckelberg, haben sie nachgezählt. Uns sie erinnern sich mit Schmunzeln an die Pascher, die Vieh über die Grenze trieben. Am leichtesten war das Sacharin zu schmuggeln, das verschwand einfach im Hosensack. Sie erzählen von den Grenzern, die gerne die Augen zudrücken, weil man ja abends wieder im Wirtshaus zusammensaß.

Der Salzsteig in alten Zeiten, der hier vorbeiführte, wird lebendig, die Zeiten, als der Fürst von Schwarzenberg in der Kalesche vierspännig vorfuhr. Otto Paleczek aus Untergriesbach erinnert sich besonders lebhaft daran, sein Vater war Schwarzenberg'scher Förster. Heger waren die Jäger des Fürsten. Und als andere längst mit dem Auto kamen, rollte der Fürst mit der Kalesche durch den Wald, der ihm gehörte, soweit das Auge blickt.

Die Geschichte der Kirche wird aufgerollt. Vor 200 Jahren wurde sie erbaut, nachdem ein Glöckelberger zu Fuß mit einer Bittschrift bis zum Kaiser in Wien gelaufen war. Den Turm konnten sich die Glöckelberger erst im zweiten Anlauf leisten. Einmal ist sie abgebrannt und wurde wieder aufgebaut. Für die Glöckelberger ist es aber auch ein Stück Erinnerung. Von Pfarrer Dr. Dr. Alois Eßl, der die Heimatchronik geschrieben hat und 1936 in Glöckelberg starb. Und von seinem unglücklichen Nachfolger Pfarrer Engelmar Unzeitig. Der hatte während der Predigt ein zu offenes Wort gewagt: „Es gibt noch höhere Wesen als die, die an der Macht sind“, erinnern sich die alten Glöckelberger noch genau an den Wortlaut. Das hat 1940 gereicht für die Verschleppung ins KZ Dachau. Er pflegte hier russische Kriegsgefangene und starb 1945 an Typhus.

Die Glöckelberger erinnern sich auch an den Tag der Vertreibung. Sie waren spät dran, weil man sie noch als Viehzüchter brauchte. Aber 1946 war auch ihre Zeit abgelaufen. Beim Kreuzwirt mußten sie sich einstellen. Der amtliche Aufruf legte fest, was mitzunehmen war: Zwei Decken, etwas Leibwäsche, Arbeitsanzüge, Schuhe, Mantel, Lebensmittelkarten, Dokumente, Lebensmittel etc. – insgesamt 50 kg. Nichts durfte verschenkt, nichts verkauft werden.

Alles hat man den Glöckelbergern genommen, sie wurden in alle Winde zerstreut. Aber eines konnte man ihnen nicht nehmen: das Zusammengehörigkeitsgefühl.